

Zur Entwicklung in Schiller's Wallenstein. *)

Des Helden Vorgeschichte, Machtstellung und daraus sich entwickelnder Character.

Durch Schillers dramatisches Gedicht ist Wallenstein eine dem ganzen deutschen Volke nahestehende, ja dasselbe fesselnde Persönlichkeit geworden. Nicht deshalb, weil jener große Feldherr mit gewaltiger Hand in die Begebenheiten des dreißigjährigen Krieges eingriff, weiß der Deutsche von ihm zu erzählen. Er kennt ihn nicht aus eingehenden und sorgfältigen Untersuchungen; auch die ansprechendsten Berichte und Erzählungen hätten dem Herzog das Gedächtniß im Volke nicht bewahrt. Wenn Wallenstein's Name, sein plötzliches, übermäßiges Glück und sein ergreifendes Ende jedem Deutschen geläufig sind, so ist dies fast ausschließlich das Verdienst des Dichters. Die Geschichtsforschung hat in diesem Sinne nur wenig thun können, denn aus ihr ergeben sich fast nur solche Vorstellungen, die ein Gedenken erschweren oder geradezu verhindern.

Heut zu Tage steht es fest, daß Wallenstein's Thätigkeit in allen wesentlichen Fragen von Selbstsucht geleitet wurde. Er war dabei in der Wahl der Mittel wenig wählerisch und benutzte das Recht des Einzelnen wie das der Völker, ja selbst die höchsten sittlichen Mächte, Religion und Vaterlandsliebe nur als Werkzeuge zu seinen eigenmüthigen, fern abliegenden Zielen. Vor allen aber ist die Thatsache für sein Andenken von entscheidender Bedeutung, daß das endliche Resultat seiner Handlungen — so glänzend dieselben immerhin gewesen sind — doch ohne jede nachhaltige Bedeutung geblieben ist. Wallenstein hat viele und große Umwälzungen im Plane gehabt und am Ende auf die Dauer keine einzige erhebliche zu Stande gebracht.

Und diesen selben Mann hat der Dichter unsterblich zu machen gewußt. Denn ihm ist nicht die Leistung, sondern die Person und ihr Schicksal die Hauptsache. Er verhüllt uns nicht die Schwächen des Mannes, sondern erklärt sie uns, so daß sie in einem mildereren Lichte erscheinen; dazu zeigt er uns am Helden auch jene mehr gemüthlichen Eigenschaften, die in der Geschichte in so fern ungenannt bleiben, als sie auf den Gang der Ereignisse keinen Einfluß haben. Und doch wird erst dadurch das Bild ein vollständiges und darum lebendiges. So ist es also nicht bloß der engere Rahmen, der unsern Blick beschränkt, ihn auf den Helden gewaltsam leitet und von den tausendfachen Beziehungen zur Außenwelt ablenkt, wodurch wir ein erhöhtes und aufrichtig theilnehmendes Interesse gewinnen, es ist vielmehr die unmittelbare Lebendigkeit des Helden, die unsern Antheil unwiderstehlich in Anspruch nimmt. Zweierlei also bewirkt der Dichter, erstens, daß uns der Held auch dem Herzen nach näher tritt und zweitens, daß wir ein abgerundetes, lebendiges und darum wahres Bild von ihm gewinnen.

Und da ist es denn eine merkwürdige Erscheinung, daß der vom Dichtergenius concipirte und dargestellte Wallenstein, so trübe und einseitig die Quellen auch waren, dem wirklichen Wallenstein, wie er jetzt nach der abschließenden Arbeit Ranke's vor uns steht, gar nicht so sehr fremd ist. Auf verschiedenen Wegen sind beide, der Dichter und der Historiker, ziemlich zu demselben Resultate gekommen und so dürfte es doppelt berechtigt sein,

*) Besondere — vom Verfasser unabhängige — Verhältnisse machten eine Beschränkung der Arbeit nothwendig; es ist deshalb fast ausschließlich der Hauptcharacter berücksichtigt worden.

Schiller auch in dieser Hinsicht zu beobachten und die gesammte Entwicklung des Hauptcharacters zu verfolgen. So schwer es grade dem idealen Dichter werden mochte, einen wirklichen, realen Helden wahrheitsgetreu zu zeichnen und so gewiß auch Schiller selber am allerwenigsten sich die Größe seiner Anstrengung verhehlte, — ihm wurde dabei „angst und bange“ und mit jedem Tage fühlte er sich der Aufgabe weniger gewachsen. Br. an Körner 4. Sept. 1794 — so gewiß gelang es ihm doch, den gewaltigen, umfassenden Stoff zu bewältigen und begünstigt durch den geschichtlichen Inhalt ein objectives, die Wirklichkeit wahr und lebendig darstellendes Drama zu schaffen. Er hatte sich planmäßig dazu durch umfassende, historische und philosophische Studien vorbereitet, hatte sich dann dem ergänzenden Einflusse Göthe's — „in dessen Gebiet“ er mit seinem Wallenstein sich hineinwagen wollte. Br. an W. v. Humboldt den 21. März 1796, — zur weiteren Ausbildung hingegeben und nun beendete er seine Erziehung zum dramatischen Dichter durch die Abfassung des Wallenstein.

Um dieser Aufgabe ganz gewachsen zu sein studierte er noch außerdem die Poetik des Aristoteles; er las und arbeitete am Sophocles und Shakespeare und gewann es so seiner widerstrebenden Persönlichkeit ab, aus der subjectiven Auffassung sich herauszuarbeiten. Will man den Fortschritt, den Schiller mit dieser Leistung machte, einiger Maßen würdigen, so vergleiche man die nächst vorhergehende Tragödie Don Carlos, die ebenfalls der Geschichte entnommen und durch den Umfang schon von dem Fleiße des Dichters zeugt. Da sehen wir in dem älteren Drama unwahre, fast verunglückte Characterzeichnungen und dem gegenüber im Wallenstein abgerundete, lebensstreu und doch so große Gestalten.

Zwölf Jahre des Arbeitens und Ringens hatte es freilich im Grunde gekostet, bis „Dichter und Held“ sich fanden, aber dafür war das vom Dichter erstrebte Ziel auch vollständig gewonnen. Er spricht selbst in einem Briefe an W. v. Humboldt, wie klar er sich nunmehr seine Aufgabe denkt. „Vordem habe ich, wie im Posa und Carlos die fehlende Wahrheit durch schöne Idealität zu ersetzen gesucht, hier will ich es probiren, durch die bloße Wahrheit für die fehlende Idealität zu entschädigen“.

So wird es denn wohl gestattet sein, zur Mittheilung der Vorgeschichte in kurzen Zügen den geschichtlichen Wallenstein vorzuführen, um daran dann die Entwicklung des von Schiller gezeichneten Characters knüpfen zu können. Wir benutzen zu dem Zwecke die bereits erwähnte, treffliche und abschließende Arbeit Ranke's; vorzugsweise auf Grund seiner Biographie wollen wir die entscheidenden, folgenreichen Momente im Leben des Herzogs zusammenstellen.

1. Im Königingräzer Kreise wurde Wallenstein 1585 geboren. Da seine Eltern bald starben, nahm sich ein Oheim des 12jährigen Knaben an. Er schickte ihn auf die Brüderunität nach Roschumberg: aber kein Lehrer vermochte den wilden Knaben zu beherrschen. Man nannte ihn den Tollen und ließ ihn gewähren. So wurde er nach einiger Zeit wieder fortgenommen und zu den Jesuiten in Olmütz gegeben, wo er namentlich einen Lehrer fand, dem er gern „alles verdankte“. Aus diesem Grunde scheint er auch für den Katholizismus gewonnen zu sein, ein Umstand, der ihn nicht hinderte auf die streng lutherische Universität Altdorf darnach zu ziehen. Stets einen eigenen, ja eigenthümlichen Weg gehend, verübte er daselbst allerlei Streiche, die auf Drang nach Geltung, ja sogar leidenschaftlichen Ehrgeiz schließen ließen. Mit dem Besuche von Padua beendete Wallenstein die wissenschaftliche Ausbildung, um daran die militairische zu knüpfen. So betheiligte er sich an den Kämpfen gegen die protestantischen Ungarn und gegen die Türken und wurde dadurch fast zufällig der national-czechischen Richtung entfremdet. Kirchlich gehörte seine Thakraft jetzt der katholischen Partei, politisch wurde er an die habsburgische Dynastie gekettet.

2. Durch Vermittlung des Erzbischofs von Prag verheirathet sich der junge Wallenstein mit einer älteren Dame (von Landeck). Sie vererbt ihm nach ihrem baldigen Tode die reichsten Mittel, eine glänzende Stellung bei Hofe einzunehmen. Im venetianischen Kriege stellt er ein eigenes Corps. Aufmerksam und dienstfertig nach oben, leutselig und freigebig nach unten gewinnt er eine so ausgezeichnete, glänzende Stellung und entwickelt dabei einen solchen prunkenden Luxus, daß ein Zurücktreten in einfache, gewöhnliche Verhältnisse mehr und mehr erschwert wird.

3. Um diese Zeit war bei Hofe keine Familie angesehenener und mächtiger, als die des Grafen Leonhard Harrach. In diese Familie heirathete der berechnende Emporkömmling hinein. Der Vermählung mit der reichen Braut folgte die mit der vornehmen. So bahnte sich Wallenstein die Wege, um an der Seite des bedrängten aber unternehmungslustigen Ferdinand zu weiterer Geltung sich heraufzuarbeiten.

4. Da beginnt die Verschleuderung der böhmischen Güter. Wallenstein erwirbt Friedland und Reichenberg, dazu kleinere Besitzungen. Er wird der größte Grundbesitzer Böhmens und erhielt darum seiner Bedeutung entsprechend 1623 die Herzogswürde.

5. Bis jetzt ist Wallenstein noch ohne gefährliche Neider. Indem er aber dem Kaiser behülflich ist ein von der Liga selbstständiges Heer zu bilden, das — in der Stärke von 20,000 Soldaten, den endlosen Troß nicht

mitgerechnet — durch das System der Contribution ernährt wird, begründet er die Eifersucht der Ligisten und die Unzufriedenheit der Reichsstände, auf deren Kosten das Heer unterhalten werden soll. So schiebt sich Wallenstein als eine dritte Macht neben Kaiser und Reich zwischen diese hinein. Behaupten und ausdehnen kann er seine Geltung nur auf Kosten der beiden andern.

6. Auch weiter ist das Glück dem Herzog günstig. Im niederländisch-dänischen Kriege steigt sein Ruhm auf den Gipfel. Zwei Gegner, der tapfere Halberstädter und der ritterliche Mansfelder werden durch den Tod beseitigt (1626). Im Jahre 1627 ist jeder thatsächliche Widerstand gegen den Kaiser gebrochen; für Habsburg und durch Wallenstein scheint sich eine glänzende Zukunft vorzubereiten. Aber immer höher steckt der ehrgeizige Feldherr die Ziele. An der Ostsee soll eine baltische Flotte entstehen; er, der dieselbe commandiren soll, erhält außerdem für seine Vorschüsse Mecklenburg. Dabei denkt er selbst daran für den Kaiser die Türken zu bezwingen, demselben eine herrschende Stellung in Europa zu verschaffen und gleichzeitig für die eigene Person mindestens eine fürstliche Macht zu erwerben.

7. Bis jetzt ist das Glück ihm treu und an der Seite seines Fürsten hat Wallenstein eine ähnlich gebietende Stellung, wie gleichzeitig in Frankreich Richelieu. Aber während dieser der monarchisch-katholischen Sache vor la Rochelle zum Siege verhilft und die straffte Einheit des Landes sichert, erlischt im selben Jahre Wallenstein's Glücksstern vor Stralsund. Und nun soll der fast geschlagene Feldherr, der nach dem Lübecker Frieden in den ruhigen Besitz von Mecklenburg tritt, mit friedlichen Mitteln die Stellung behaupten, die er im Kriege, gestützt auf seine Soldaten, dem gesammten Reiche gewisser Maßen abgetrotzt hatte!

8. Unter diesen Umständen ist es für Wallenstein entscheidend, wie zugethan der Kaiser ihm bleibt. Eine Differenz, wenn auch erst im Keime, läßt sich bald in der Beurtheilung der religiösen Fragen entdecken. Der Kaiser, der durch Erziehung und Erfolge hier unnachgiebig ist, zeigt sich weit entschiedener als der Feldherr. Dabei mochte einige Eifersucht gegen Wallenstein mit in's Spiel kommen; kurz gegen den Rath des letzteren wird das Restitutions- edict gegeben und theilweise auch durchgeführt. Nun wächst der Einfluß der Ligisten, namentlich der geistlichen Kurfürsten und des Baiernherzogs, und der seit zwei Jahren bereits verrathene Unmuth über Wallenstein's gewaltthames und eigenwilliges Verfahren wird jetzt ziemlich deutlich kundgegeben.

9. Die Gelegenheit zum gemeinsamen Vorgehen gegen den Fürsten findet sich bald, nämlich auf dem Regensburger Reichstage. Der Kaiser will dem Könige von Ungarn die Nachfolge sichern; nun können die Kurfürsten endlich die Hebel ansetzen. Dem Wallenstein wird alles genommen, was man nur nehmen kann, damit der Gewaltige auch nicht einmal die Möglichkeit zur Rache behält. Er wird seiner Feldherrnwürde entsetzt, Mecklenburg geht verloren, der Kaiser wird ihm entfremdet und voll Erbitterung geht der gekränkte Mann nach Gitschin, um dem undankbaren Destrreich nie wieder zu dienen.

10. Da bekommt plötzlich die äußere Politik eine neue Wendung, indem die Schweden seit 1629 in die deutschen Verhältnisse einzugreifen beginnen. Auch Frankreich ist bereit dasselbe zu thun. Beide Mächte waren durch Festungskämpfe, deren Aehnlichkeit schon berührt wurde, zu ihrem Verfahren veranlaßt. Schweden ist ermutigt durch den Widerstand der Stadt Stralsund, Frankreich umgekehrt durch die Bezwingung der letzten selbständigen protestantischen Gewalt in la Rochelle. Das schwedisch-französische Eingreifen hat andererseits eine noch innigere Annäherung zwischen Destrreich und Spanien zur Folge. So treten größere Gruppen als je zuvor einander gegenüber. Die gesteigerte Gefahr zwingt den Kaiser zu einer unbedingten Ausnutzung der noch verfügbaren Kräfte. Nachdem die Liga bei Breitenfeld entscheidend bezwungen und gesprengt, die mächtigeren protestantischen Stände aber auf die Seite der Schweden getreten, muß der Kaiser Hülfe suchen, wo dieselbe allein noch zu finden. Nun, in der Noth ruft man den Wallenstein wieder.

11. Aus dieser neuen, nicht auf Vertrauen beruhenden Verständigung muß nur zu natürlich der verhängnißvolle Conflict sich entwickeln. Wallenstein läßt sich die ausgedehntesten Vollmachten geben und dazu so außerordentliche Versprechungen, daß der Kaiser sie kaum halten kann. Somit ergibt sich für Wallenstein, der persönlich bei dem neuen Abkommen gewinnen will, die Versuchung einen Rückhalt für seine Ansprüche bei den Leuten zu suchen, die für die kaiserliche Sache sich nicht interessiren, d. h. bei den Feinden. Daher beginnen so zeitig die zweideutigen Unterhandlungen mit den Schweden; steht es doch fest, daß dieselben schon im Sommer 1631 mit Gustav Adolf betrieben wurden. Es scheint fast, daß bei dem zweiten Pact zwischen Kaiser und Feldherr keine Partei an eine ehrliche Ausführung gedacht; vielmehr war es Sache der Gelegenheit, wer den nächsten Vortheil daraus ziehe. Wallenstein that in diesem Sinne den ersten Schritt.

Dies führt uns auf die letzten Motive seiner Handlungen zurück. Zwei Gefühle sind es unverkennbar, die bis zur Wiedereinsetzung den Herzog beherrschen. Erstens das der Rachgier an „diesem Ferdinand“; derselbe soll

grabezu nach Italien vertrieben und er, der Herzog, Herr in Böhmen werden. Und zweitens der maßlose Ehrgeiz des letzteren. Nun ist freilich äußerlich eine Verständigung getroffen, ja das Entgegenkommen des Kaisers mildert Wallenstein's Erbitterung. Aber so gewiß die alte Kränkung nie ganz verschmerzt wurde, so gewiß sorgt Wallenstein bei der Uebnahme des Commandos für eine solche Stellung, daß in der Brust des Kaisers das Gefühl der Demüthigung und Entfremdung zurückbleiben muß. Ferdinand muß alle bisherigen politischen Rathgeber entlassen; auch den geistlichen Einflüssen soll er sich entziehen. Wallenstein dagegen wird Capo d'Armada der kaiserlichen Armee. Politisch gebietet er über die Armee fast ausschließlich; strategisch herrscht er sogar ganz allein. Er hat Strafe und Belohnung nach Gutdünken zu ertheilen; er nimmt, was seine Armee braucht und verschenkt nach Belieben. Ja, das Recht der Verhandlung mit dem Feinde wird sogar ausdrücklich zugestanden und so vereinigt er als Feldherr und Staatsmann soviel Gewalten, daß ein Mißbrauch derselben für den ehrgeizigen und erbitterten Mann nur zu leicht zu besorgen ist. Ob der Kaiser stets redlicher dachte?

12. Schon unbedeutende Ereignisse konnten den Anlaß zu derartigen Handlungen bieten. Da stirbt Gustav Adolf und alle Machtverhältnisse ändern sich. Schwedens Uebergewicht ist gebrochen und dem Wallenstein damit eine endlose, nur auf des Kaisers Vortheil berechnete Ausdehnung des Krieges wahrscheinlich. Statt dessen wünscht er, der allmählich älter geworden und außerdem eine feste Gesundheit nicht mehr besitzt, einen Frieden, der ihm die territorialen Versprechungen sichert. Die Oberpfalz, Baden, Durlach, vielleicht auch Württemberg mögen Ersatz bieten für das verlorene Mecklenburg.

13. Das sind Ziele, wie sie mit mäßigen Ansprüchen des Kaisers allen Falls vereinbar scheinen. Auch die Schweden sollen wenigstens abgefunden werden und der alte Religionsfrieden gelten. Die desfalligen Verhandlungen in der Stille einzuleiten, hat der Herzog die Befugniß. Aber solche Projekte sind schwerlich im Interesse der Liga. Sie, die beim Kaiser noch immer durch den Vertreter des Papstes und den Beichtvater Lamormain sich geltend machen kann, bekommt in ihren bis dahin vorsichtigen Bemühungen einen eifrigen, ja leidenschaftlichen Bundesgenossen in dem spanischen Gesandten. Längst schon hatte Spanien Subsidien an Oestreich gezahlt; jetzt steigert es seine Anerbietungen, gleichzeitig aber auch seine Ansprüche den Frieden mitzuschließen. Aehnlich arbeitet bei Wallenstein Spaniens alter Widersacher, Frankreich, und Richelieu geht so weit Wallenstein gradezu zur Aneignung Böhmens mit Hilfe französischer Unterstützung aufzufordern. Die so sich entwickelnden Bestrebungen müssen das Verhältniß zwischen Wallenstein und Ferdinand zur Lösung bringen.

14. Man würde Wallenstein Unrecht thun, wollte man ein unmittelbares Eingehen auf die französischen Anträge ihm nachsagen. Gleichzeitig aber will er auch nicht das Heft aus der Hand geben und so sucht er zur Beherrschung der Stellung allerdings zu einem innigern Verhältniß zu den protestantischen Kurfürsten, vor allen zu Sachsen zu gelangen. Solche Verhandlungen führen natürlich leicht weiter, als anfangs beabsichtigt worden; namentlich einigt man sich über die Selbständigkeit, theilweise auch Wiederherstellung der evangelischen Kirche, Ausschließung der Fremden und Entschädigung für Wallenstein und die Seinen.

15. Während der Herzog diese Ziele erstrebt und zwar so offenkundig, daß schon 1633 alle Welt davon redet, verdoppelt sich auch die Action der Gegner. Die auf das Eifrigste mit Sachsen durch Arnim gepflogenen Unterhandlungen, die Bearbeitung der Wallenstein'schen Truppen, vor allen der im Januar 1634 ausgestellte Revers der Obersten, wodurch eine abermalige Absehung Wallenstein's unmöglich gemacht werden soll, bringen Ferdinand zu einer offenen, kühnen That. Entscheidend ist für des Kaisers Entschließung, daß der spanische Gesandte Mittheilung machen kann von Richelieu's Anerbietungen. Der Gedanke, daß ein östreichisches Erbland, ein Königreich, mit Frankreichs Hilfe dem Kaiser geraubt werden soll, wird von verhängnißvoller Bedeutung für das Schicksal des Herzogs. Die höheren, dabei interessirten Offiziere, wie Albringer, Piccolomini, Gallas, werden auf die Seite des Kaisers gezogen. Still aber emsig gewinnt man dann das Heer. Auch Prag geht dem Herzog, der sich nach der Grenze rettet, wider Vermuthen verloren und noch bevor er den Abschluß der Verhandlungen mit dem Schweden zu Stande bringt, erreicht ihn der Todesstoß seiner Mörder. —

Vergegenwärtigen wir uns diesen gewaltigen Stoff, den Schiller zur dramatischen Bearbeitung sich gewählt hatte, so begreifen wir, daß die Masse allein schon hinreichte, erdrückend dem Dichter zu werden. Es genügte also nicht, daß dem Helden auch edlere Seiten abgewonnen wurden, die uns aus der politisch-militairischen Thätigkeit desselben nicht leicht entgegentreten, es mußte auch quantitativ das Material bezwungen werden und dazu wählte Schiller die bei den Alten bewährte Form der Trilogie, die ein Zerlegen der gesammten Handlung in drei Theile ermöglchte. Dabei wurde — entgegengesetzt dem Brauche der Alten — das erheiternde Spiel vorangestellt, das in ansprechender, leichter Weise das Interesse für den tragischen Vorgang gewinnt. Versmaß, Sprache, Gedanken

sind natürlich und echt volksthümlich und tragen dadurch wesentlich bei, die ganze Trilogie dem Volke anziehend und lieb zu machen. Dabei werden wir in diesem ersten Spiele orientirt über die Machtverhältnisse, die für die Entschlüsse Wallenstein's so entscheidend sind; vor allem aber werden wir in die Handlung selbst auch eingeführt, die in ihrer ganzen Tragweite angedeutet und eingeleitet wird.

Es ist also auch das Lager Wallenstein's ein wesentlicher Theil der Trilogie, der um so mehr eine eingehende Beachtung verdient, als nach des Dichters eigenen Worten „das Lager nur das Verbrechen erkläre.“

Allerdings stehen wir der Entscheidung des Conflictes im ersten Theile noch recht fern, und das Interesse dafür ist darum immerhin noch ein untergeordnetes. Mit den weitesten Kreisen haben wir es zu thun, mit der ganzen Masse des Heeres, das aus den Schranken der Disciplin, der Ordnung und des Gehorsams heraustritt und — so maßvoll auch immerhin das Begehren der Leute bleibt — dennoch die Schuld Wallenstein's mitbegründet, indem er aus der freien Parteinahme des Heeres wesentlich den Muth gewinnt, den — so vielseitig genährten — Versuchungen des Herzens nachzugeben.

Das eigentliche Resultat des ersten Stückes war der Beschluß gewesen, durch Mar Piccolomini ein Pro memoria einzureichen. Damit werden wir zum zweiten Theile, den Piccolominis, geführt, wo uns die Genossen des Mar, die Generale und Obersten beschäftigen. Der Kreis ist enger geworden, die Stellung der Handelnden aber und das von ihnen ausgehende Unrecht bedeutender. Im Taumel verstehen sich die Führer zu einer Demonstration gegen den Kaiser. Sie haben das schriftliche Versprechen gegeben vom Wallenstein nicht lassen zu wollen und dabei sich entweder betrügen lassen oder selbst betrogen.

Das Unrecht aber gipfelt sich im dritten Theile. Und jetzt haben wir es vor allen mit dem Mittelpunkt der Bewegung, mit Wallenstein selbst zu thun. Hier bleibt man nicht bei Wünschen, wie im Lager, nicht bei schriftlichen Erklärungen, wie in den Piccolominis; Wallenstein geht hier zum Handeln, zum offenen Abfall über.

Und doch verliert der Held nicht im Laufe der Handlung. So entschieden äußerlich, durch die offene That, sein Unrecht sich kund gibt, so gewiß zeigt sich dies mehr und mehr als Resultat der Noth, deren Gewalt er sich trotz allen Widerstrebens nicht zu entziehen vermag. Und während er nun auf das Schwerste, in stets gesteigertem Maße seine Schuld büßt, ringt sich bis zu dem tragischen Ende des Helden die Seele vom Bösen los und entfaltet immer glänzender die wahrhaft große, majestätische und doch menschliche Persönlichkeit.

I.

Wenn, wie oben bemerkt, gegen den Schluß hin die äußere Entwicklung der Schuld des Helden und gleichzeitig die innere Läuterung desselben in stets schnellerem Maße sich vollzieht, bis plötzlich alle Stützen seiner Macht in's Wanken kommen und mit furchtbarer Gewalt über ihn zusammenschlagen, so tritt zu Anfang die Handlung mehr zurück und an deren Stelle ist es eine „Reihe von Gemälden“, die der Dichter uns aus jener bewegten Zeit vorführt, um so die Macht des Feldherrn darzutun und uns begreiflich zu machen, wie daraus, ja im Grunde nur daraus die Verschuldung des Mannes an seinem Kaiser möglich wurde.

Es ist eine traurige Zeit, innerhalb deren „das Lager“ sich bewegt. Dummpfiffige Bauern sind der allgemeinen Entfittlichung erlegen und denken nun in ihrer Arbeitsfurch „löffelweise“ durch Betrug sich das wieder zu erwerben, was man ihnen schffelweise und gewaltsam genommen. Roh in Ausdrücken, abergläubisch und dabei feige und kriechend haben sie sich dahineingefunden statt der Arbeit das falsche Spiel als Erwerbsquelle anzusehen.

Nicht viel besser sieht es mit den Bürgerleuten aus. Entweder schauen sie in verzagter Angst und unthätig dem übermüthigen Treiben zu, beklagen allen Falls zum Geispötte der Soldaten, daß Herkunft und Vermögen, Läden und Mützenfabrik, Pathe und Großmutter nichts mehr gelten oder aber — und das sind die jüngeren und lebensfrischen Elemente — vergessen auch sie Handel und Gewerbe und stürzen sich in das lustige, abenteuerliche Getreibe hinein, um nach kurzer Zeit eben so entschieden den Widersachern Wallenstein's entgegen zu treten, wie die andern es dem lästernden Kapuziner thun.

Und warum auch nicht? Ist es doch unter Wallenstein's Einflusse allein der Soldat, der jetzt noch gilt. Das Heer repräsentirt schlechthin die „würdige Menge.“ Wer noch etwas auf sich gibt, muß sich anschließen. Darum vereinigen sich auch im Lager alle möglichen Elemente, die man nicht grade dort erwartet. Alte und junge Weiber, die in den leichten, militairischen Ton sich längst hineingefunden; Schulmeister und Schuljungen, wobei die letzteren durch den ersteren gradezu eingefangen und dann soldatisch werden müssen u. s. w. u. s. w.; sie alle sind Theile eines großen Ganzen und fühlen sich gern als solche.

Und das ist es, was die bunte Menge so lebendig und bedeutsam macht, daß diese Einheit alle zusammenhält. Die gesammte Schar, so verschieden sie an Stand, Herkunft, Heimat und Gesinnung ist, zeigt sich doch

dann immer von Einem Geiste beseelt, wenn auf den Feldherrn und die Armee die Rede kommt. Den ersteren ist sie geneigt gradezu zu vergöttern, wie denn auch jeder überzeugt ist, daß im Wallenstein höhere Gewalten sich thätig zeigen.

Eine Ausnahme von dieser — allerdings ungleichen — Bewunderung W's. macht im Grunde nur der Kapuziner. Aber auch in seinem übertreibenden Eifer, in seiner erbitterten, leidenschaftlichen Redlichkeit, in seinem Bemühen — trotz aller Platttheit und Komik — doch in gewählten Fremdworten und biblischen Citaten ein geistiges Uebergewicht sich zu erwerben, bekundet er nur, wie sehr man auch die unbedeutendsten Waffen gegen Wallenstein nicht verschmäht. Es gelingt ihm drum auch nur, die in etwa zu blenden, die durch Gaukelwerk sich bestechen lassen, wie die Kroaten. Die weit überwiegende Masse überstimmt und übertönt ihn doch trotz allen Schreiens und Schimpfens. Unbedenklich greift man zur Gewalt gegen diesen unverschämten des Feldherrn Macht schmälern den Gefellen. Und so bietet dieser Vorfall — fast die einzige sichtbare Handlung des Stückes — ein Vorspiel zu dem späteren großartigen Conflict der Parteien.

Und doch sind in dieser allgemeinen Gesinnung die Naturen der Krieger so verschieden! Da ist dem Wallenstein treu ergeben der 1. Jäger, der bis dahin von einem Herrn zum andern lief. Der abenteuernde Burche, mit seinem frischen, nicht unwitzigen Sinne, der wol schwerlich je gefühlt hat, was Pietät sei, hängt doch mit bewunderndem Respect an dem Feldherrn, bei dem alles einen „großen Schnitt“ hat. Die feste Hand des durchgreifenden Mannes hat auch ihn fest gemacht. Ein ähnlicher Glücksritter ist sein Kamerad, der 2. Jäger. Dieser hat freilich nie am Schreibpult gestanden, wie der lange Peter von Iphoe, ist er doch „hinter Wismar her“, wo alle Erdkund aufzuhören scheint; dafür aber schlägt er auch um so derber darauf zu, wenn's die Gelegenheit so bringt. Trotzig und schnell schlüssig, ist er um die Folgen wenig besorgt, ja er möchte wol gar wünschen, daß die da in Wien mit ihnen es „einmal probiren“.

So bilden denn diese lustigen Brüder einen entschiedenen Gegensatz zu den soliden Arkebuseren. Diese zogen nicht abenteuernd umher, sondern lagen ruhig zu Bried in Garnison. Es sind „Gevatter Schneider und Handschuhmacher“, denen man vielleicht gewaltfam den Soldatenrock angezogen. Darum ist's auch für sie ein „elend Leben“; sie berechnen, wie lange schon der Krieg daure und seufzen nach dem Ende; sie bezahlen — die Andern lassen anschreiben — der Gevatterin baar ihre Schulden, bejammern den armen Nährstand, der zur Desperation gebracht werde und doch auch — so zu sagen — aus Menschen bestehe und haben in ihrer schlichten, ehrlichen Weise kein Verständniß für ein eigenes, unabhängiges Handeln. Darum sind sie auch voll Staunens, daß die Kürassiere sich selbst den Obersten wählen durften. Wie an sie eine ähnliche Aufgabe herantritt, nämlich an dem „Pro Memoria“ sich zu betheiligen, machen sie sich fort. Arglos dem Kaiser ergeben, sorgen sie nicht um die fehlende Löhnung; sie haben ja sparsam und nüchtern stets gelebt, brauchen nicht viel und kennen gegen den Kaiser kein Mißtrauen. Bis dahin hat ja das allgemeine Urtheil im Lager noch nicht auf sie wirken können; bei ihnen den Kredit des Kaisers zu untergraben fehlte es noch an Gelegenheit. Aber anders mag das werden, wenn sie erst länger in dem Felde stehen. Schon jetzt ist ein Zweifel über diese defensiven Brüder gekommen und was der junge einzelne Rekrut schnell an sich erfuhr, dieselbe Umwandlung wird bei dem größern Corps der Arkebuseren auch allmählich stattfinden. Mögen sie darum auch den Jägern gegenüber, die gern mit ihnen anbinden, voll Widerspruchs sein, den bessern, nobelern Elementen des Heeres, den Kürassieren, deren Uebergewicht sie schließlich weichen, werden sie schon mehr Einfluß zugestehen und für Männlichkeit und Ehrgefühl Sinn bekommen.

Denn das repräsentiren — und zwar im Gegensatze zu den Kroaten — die Kürassiere. Sind die Kroaten ein verachtetes Diebsgesindel, das dumm und mißtrauisch keine Spur von eigenem Urtheil äußert, darum Schutz sucht bei der entgegengerichteten Geistlichkeit, aber auch hier fast ebenso geprellt wird, wie vordem vom Scharfschützen und anderen Kameraden, ein Element, das noch zu keinem Ehrgeiz sich emporgeschwungen und dafür sich in seiner Eitelkeit über bunten Tand und Flitterkram kindlich freut, so bildet, wie gesagt, zu diesen Leuten einen entschiedenen und ausgesprochenen Gegensatz der nobele, das „Handwerk“ edel betreibende Kürassier, der sich nicht schlachten läßt, wie der Kroat. Und mit dieser höhern Auffassung des Kriegerstandes gibt er auch unter den bessern Elementen im Lager den Ton an. Er läßt den betrügerischen Bauern laufen und man respectirt seine That, wie ja der Fürst selbst die Handlungen des betreffenden Regiments respectirt, ja ihm eigene Justiz, Wahl der Obersten und besonders seine Neigung voraus geschenkt hat. Es ist ein Regiment, das „aus des Obersten eigenem Munde“ von wichtigeren Plänen unterrichtet wird, dessen eigenes, selbständiges Urtheil auch in Wien so bekannt und gefürchtet ist, daß „absonderlich wir Wallonen“, „die allerbesten Schwadronen“ dem Heere entzogen werden sollen, auf daß dieses letztere bei der bedorftenden Operation zugänglicher den Aufforderungen der kaiserlichen Gesandten werde. — Darum wird auch die einzige That, zu der die Massen sich verstehen — durch den Kürassier vorbereitet. Er erklärt die

eigenthümliche und noble Stellung der Wallenstein'schen Soldaten, er beweist die Nothwendigkeit zusammenzuhalten und knüpft daran den die Entwicklung weiter führenden Vorschlag nicht von dem Feldherrn lassen zu wollen. Das Argument, sonst werde der Brotkorb höher gehängt und ihre Geltung gefährdet werden, ist allen verständlich und so wollen sie denn ohne Weiteres und gern zu der Schrift sich verstehen.

Es ist dies im Wesentlichen dasselbe Unternehmen, daß in den Piccolomini von den Obersten ausgeht; ein schriftliches, allseitiges Versprechen von Wallenstein, dem Soldatenvater unter keinen Umständen lassen zu wollen (weder durch Gewalt noch durch List). Diese Erklärung wird natürlich dem Kaiser bekannt werden und ihn nachdrücklich an die Unantastbarkeit des Feldherrn erinnern.

Aber es ist noch eine Gruppe von Leuten im Lager, die mehr thut, als mit dem ersten Jäger „den großen Schnitt“ bewundern oder mit dem Berufssoldaten, dem Kürassier in Wallenstein den Soldatenvater und Feldherrn verehren; es sind noch solche da, die ihn nicht begreifen und darum blindlings nachahmen möchten. Solch eine Caricatur, solch ein Wallenstein in der Westentasche ist der unvergleichliche Wachtmeister und noch unbedeutender ist dessen zweites Ich, der Trompeter. Beide stammen sie aus Eger, wie ja auch der Dialect (Meissen reimt auf preisen) es andeutet. Der Herr Wachtmeister ist schon vor dreißig Jahren als Gemeiner zu Coeln gewesen, hat es dann „in der Fortuna ihrem Schiff“ so weit gebracht, daß er den Corporal, diese Stufe zur höchsten Macht, längst hinter sich hat. Inmitten der „würdigen Menge“ hat er außer Rang und Stand einen „fürnehmen Geist“ sich angeeignet und darf darum nicht bloß verächtlich auf den „trägen und dummen Bürgermann“ herabsehen, sondern auch schon den Jägern und Andern sein geistiges Uebergewicht darthun (Ich sehe weiter, als Ihr alle). Er hat ja den feinen Griff und den rechten Ton um des Feldherrn Person herum kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, d. h. er räuspert sich grade so und spuckt desgl. wie Wallenstein. Er kennt das Tempo, den Sinn und Schick, den Begriff, die Bedeutung und auch den Blick, d. h. er hat gelernt in Grimassen und Gebärden den Feldherrn nachzuahmen.

Darum spricht er auch gern gewählt (Er denkt gar zu tiefe Sachen), und wenn ihm dazu eigene Gedanken und Worte ausgehen, redet er in Sprichwörtern (Böses Gewerbe bringt bösen Lohn), wie denn überhaupt im ganzen Lager die Sprache den verschiedenen Characteren äußerst glücklich angepaßt ist. Man denke nur an den mundartlichen niedern Ton der gewöhnlichen Soldaten, an das schlechte Deutsch der Kroaten, an den gelehrt komisch und kecken Ton des Kapuziners. Unser Herr Wachtmeister dagegen spricht von seinem erhabenen Standpunkte herab, von dem er „das Ganze überschlagen“ kann. Wer „so zur ganzen Masse“ gehört, kann nicht über das Nächstliegende hinwegsehen. Drum enthüllt er ihm gern mit wichtiger Miene seine Beobachtungen. Allerdings entdekt er nur das Aeußerlichste, die lange Perrücke, „des Friedländers heimlich Gesicht“, aber das weiß er auch mit Nachdruck geltend zu machen. Drum hört man auch gern auf den aufmerksamen Beobachter und getreuen Berichterstatter; selbst der lose, ungebundene erste Jäger verlangt Aufmerksamkeit „für das Befehlsbuch“, das denn, wenn es nicht „urkundlich“ referirt, in breiter Redseligkeit seine Ansichten z. B. über die Würde des Soldaten oder den Werth des Zusammenhaltens auseinandersetzt. Daß er von Wallenstein die besten Eigenschaften ebenfalls besitze und nur von der Fortuna vernachlässigt sei, indem seine „Verdienste im Stillen geblieben“, versteht sich natürlich von selbst. Wallenstein hat sich für sein Emporkommen aber auch dem Bösen ergeben müssen („Ihn beschützt eine Salbe von Hexenkraut unter Zaubersprüchen gekocht und gebraut“). So mag er denn oben bleiben, der Wachtmeister folgt ihm gern in minder hoher Stellung. Als zweiter Wallenstein läßt er auch für seine Person den Satz gelten „der Gehorsam ist blind“. Und warum sollte er nicht dem Feldherrn die zufällig erworbene höhere Stellung gönnen, da er es doch nun einmal nicht anders gewöhnt ist und für seine beschränkte Eitelkeit vollkommen Genüge findet. (Man muß uns ehren und respectiven) und — was er noch nicht ist, kann er ja noch werden, denn „noch nicht aller Tagen Abend ist“. „Offiziere — so versichert er — kann Wallenstein und Obersten machen und da ihm das Kriegsglück nimmer umschlägt“, warum sollte er nicht endlich auch den würdigen Wachtmeister ehren, der von seinen Verdiensten nicht gern spricht. Also — das ist der Sinn seiner langen Reden — wir gehen in kein anderes Schiff der Fortuna.

Wer aber ist es denn, der dazu auffordern möchte? Sehen wir von dem den geistlichen Stand vertretenden Kapuziner ab, der heftig und derb im Lager ausspricht, was Peter Lamormain im Stillen denkt, so entdecken wir noch keinen feindlichen Gegensatz zum Feldherrn. Aber freilich hat der oben genannte lustige Zelot schon einen Anfang damit gemacht die Heerde herüber zu ziehen. Die einfältigen Kroaten stellen ihre Fäuste zur Verfügung. Die pedantischen, ängstlichen Tiefenbacher scheinen auch dem Kaiser treu bleiben zu wollen und die große Anzahl derer, die der „großen Fluth“ folgen (erster Scharfschütz), des „Glückes Stern“ (Dragoner), dem „Landesherrn“ (zweiter Scharfschütz) mögen in der Gefahr dem Wallenstein auch nicht ganz sicher sein.

Demnach steht die Sache so, daß bis jetzt noch Wallenstein der allgebetende Herr ist. Was die Gegenpartei im Lager treibt, scheint nicht der Mühe werth zu sein. Die lange Perrücke ist im Lager bald hierhin bald dahin gegangen, hat wie ein „Spürhund“ des Feldherrn Schwächen erspäht, auch verrathen, daß man ihm wieder „bei Hofe nicht ganz grün“ sei, aber nur Abweisung der Verlockungen und Verehrung des Feldherrn gefunden. Dreister ist dann der Vorposten der Geistlichkeit vorgegangen, etwas unzuverlässig hat er einige gemacht; im Wesentlichen aber ist sein Angriff — und zwar im eigentlichsten Sinne zurückgeschlagen. Dagegen haben sich Wallenstein's Ausichten nur zu seinem entschiedenen Vortheil gebessert. Die — nunmehr concentrirten — Massen sind sich des nahen Conflictes bewußt geworden, sie haben deutlich Partei genommen, ja sie haben sogar eine schriftliche Erklärung aufgesetzt, daß sie unter allen Umständen bei dem Soldatenwater zu bleiben wünschen.

So ist denn nicht bloß unser Interesse, ja unsere Theilnahme für Wallenstein gewonnen, sondern auch die Hoffnung in uns erstarkt, daß Wallenstein aus dem anhebenden Conflict siegreich hervorgehen werde. Wir wünschen ihm den Erfolg, da er offen kämpft gegen die versteckten Angriffe (alte Perrücke), da er hochherzig denkt und auftritt im Gegensatz zu den rohen Schimpfreden seiner Gegner (Kapuziner). Ganz besonders aber vertheidigt er nur sein Recht (seinen Pakt) und das der Soldaten gegen den Eigennutz und die Schwäche des Hofes.

Allerdings ist uns Wallenstein noch nicht persönlich entgegengetreten; aber um so höher und edler erscheint er, da das Rühmen aller nur seiner unvergleichlichen und außergewöhnlichen Persönlichkeit gilt. Und darum haben auch wir uns gern bestechen lassen und längst schon deshalb für seine Person Partei genommen; und aus demselben Grunde haben wir auch unsere Augen verschlossen vor den Gefahren, denen er in seinem Unternehmen begegnen muß.

Die Soldaten, die „blind im Gehorsam“ sonst waren, jetzt sollen sie selbst bereits entscheiden; zwischen dem Kaiser und dem Feldherrn kommen sie mit ihren Wünschen. Werden sie, die freimüthig über des Kaisers Befehle sich auslassen, nicht auch vielleicht sonst selbständig werden und in der Verehrung Wallenstein's nachlassen? Wirklichkeit kann diese Möglichkeit werden, wenn der Conflict weiter geht und direct und unmittelbar des Kaisers Vertreter gehört werden, wie man vordem nur aus des Feldherrn — vielleicht unredlichem — Munde von jenem vernahm. Ist ferner das im „Lager“ Geschehene im Stande, den Kaiser zu befriedigen und den Conflict auszugleichen? Wallenstein trägt sich mit den Gedanken des Widerstandes; wird die Erklärung seiner Krieger, unbedingt zu ihm zu stehen, nicht vielmehr seinen Entschluß weiter befestigen und den Conflict nothwendiger machen? Mit dieser Frage werden wir zum zweiten Theile, den Piccolominis geführt.

II.

Wir sahen bereits, daß schon länger der Conflict sich anbahnte. Im „Lager“ sind die Gegensätze nur deutlicher geworden und die Massen haben begonnen Stellung zu nehmen. Sie, die von beiden Seiten umworben sind, bilden natürlich das nächste Object des Streites. Wir sahen, daß die Erklärung allerdings zu Gunsten des Führers ausfiel. Welchen Gebrauch aber macht man von diesem Vortheile? Wallenstein's Person war uns von Anfang an fern geblieben; jetzt sehen wir ihn mehr und mehr der Versuchung näher treten, anfangs dem Anscheine nach nur abwehrend, dann — immer aber noch zögernd — zum vorbereitenden Handeln, endlich zum offenen Kampfe übergehend, bis er schließlich im letzten Theile (Wallenstein's Tod) seine ganze alte Energie und Größe wiederfindet. Aber auch die anfängliche unverkennbare Schwäche in seiner Entscheidungsfähigkeit entspringt Eigenschaften, die wir doch zu rechtfertigen geneigt sind. Wir rechnen es seiner Treue, seinem Rechtsgfühle hoch an, daß er auch in der Abwehr gegen zugemuthetes Unrecht voller Bedenken ist. Der Gegner, so will uns, nachdem wir im Lager bereits den Eindruck gewonnen, im zweiten Theile erst recht bedünken, der Gegner will dem Wallenstein, da ihn der Pakt reut, an das wolerworbene Recht. Jeder gemeine Soldat weiß es, daß der Feldherr ein Recht darauf hat allein und unbeschränkt zu befehlen. Nun kommen die Versuche, dem Wallenstein nach und nach seine Macht zu verkümmern. Er soll Truppen abgeben, er soll es ruhig ansehen, daß Altringer und Gallas ungehorsam werden; er soll sich nach Baiern kommandiren lassen; unbekümmert darum, ob der Soldat mitten im Winter marschiren kann, unbekümmert, ob das mit den Plänen des weiter sehenden Feldherrn vereinbar ist, unbekümmert erst recht darum, ob es den persönlichen Steigungen des Herzogs entspricht. Der mag es über sich gewinnen, seinem zähesten, gefährlichsten Feinde (dem Baiernherzog) zu helfen; so hat man es in Wien bei seinen Widersachern beschlossen. Ja, man beschließt nicht nur da in Wien, man geht mit seinen Befehlen bereits unmittelbar angreifend vor. Der Kaiser befiehlt schon dem Obersten Suys nach Baiern vorzurücken, greift also unmittelbar in die Beziehungen zwischen Feldherrn und Untergebenen ein. Geradezu in die nächste Nähe des Herzogs schießt er die Verführer, die gegen denselben hezen, ja er wählt zu diesem unredlichen Verfahren Diejenigen, von denen hintergangen zu werden Wallenstein am wenigsten erwarten durfte. Als wollte

er recht wehe dem Feldherrn thun, hat der Kaiser Octavio Piccolomini erwählt, dem 18 Wallenstein Jahre hindurch Vertrauen, ja Liebe geschenkt.

Und damit uns kein Zweifel darüber bleibe, auf wessen Seite ein gewissenloser, über Alles sich hinwegsetzender Ehrgeiz die Politik bedinge, wird unser Blick (Picc 4 2c.) in die Vergangenheit zurückgeleitet, und des Kaisers hergebrachtes, gefehlofes Verfahren berichtet. Würde uns das von Jemanden gesagt, der mitten im Conflict steht, — wie etwa in W. Tod von der Gräfin Terzky — so würden wir an Entstellung glauben können; nun meldet es aber der ehrliche, hiedere und unbetheiligte Kellermeister. Er spricht von dem „köstlichen Pergament“, dem böhmischen Majestätsbrief; den hat der „Gräzer“ willkürlich selbst zerschnitten; um Kanzel und Altar kam der Glaube, viele mußten flüchten und so ist es denn bei den Zurückbleibenden zur Aufregung und Empörung gekommen. „Am ein und zwanzigsten des Mai's, da man ein tausend sechshundert schrieb und achtzehn, hat's angefangen“; seit den 16 Jahren ist „nimmer Fried' gewesen auf der Erden“.

Also überall sehen wir dasselbe gewissenlose, eigenwillige Durchgreifen des Kaisers. Wie steht dem nun Wallenstein gegenüber? Seit jenem Regensburger Tag ist kein Band der Liebe und Freundschaft mehr zwischen ihnen gewesen. Stets war W. dem Herzen des Kaisers fremd geblieben. („Der Kaiser war mein strenger Herr und nicht mein Freund“. „Krieg war schon zwischen mir und ihm, als er den Feldherrnstab in meine Hände legte“.) Denn er gab dem Feldherrn eine Macht, die er keinem anvertrauen durfte. That er es, so schuf er damit eine unhaltbare Lage, einen Zustand, den ein Kaiser als solcher so bald wie möglich zu beseitigen bedacht sein mußte. Wie viel mehr der Kaiser, der so leicht dem Andern sein Recht raubte. Er gab eine Zeitlang die ganze Macht aus der Hand, ähnlich dem Kaiser Rudolf, der den Majestätsbrief aus Noth sich abringen ließ. Aber den Ferdinand zwang eine Lage, an der Wallenstein nicht schuld war. Und doch wollte nun Ferdinand den Pakt brechen, nicht offen, sondern hinterrücks, nicht plötzlich, sondern indem er nach und nach Wallenstein entwaffnete und dann ihn schimpflicher denn je absetzte. Gemißbraucht war Wallenstein schon längst, von seinem Sultan, wie die Gräfin ihn nennt; jedes fremde Recht hatte der Herzog für den eigennütigen Herrn niedertreten müssen; nun soll die Reihe an Wallenstein selber kommen. Können wir diesen tadeln, wenn er den selbstsüchtigen Plänen des Kaisers widerstrebt. Wenn er endlich Gebrauch macht von seinem Beding und Pakt? Nein, die Ueberzeugung gewinnt mehr und mehr Boden bei uns, daß er sachlich und formell in seinem Rechte ist, wenn er sich nicht fügt. Sittlich muß er empört sein, zu Zwecken verwendet zu werden, die er nicht rechtfertigen kann, und warum soll er nicht widerstreben, da er legitim dazu durchaus befugt ist. Haben wir damit eine Vorstellung gewonnen, wie mächtig aus der Situation die Versuchung zum Abfalle sich ergab, so wollen wir nunmehr die weitere Entwicklung aus dem Character des Helden heraus zu verfolgen suchen.

Der Geist ist nicht zu fassen, wie ein anderer, sagt Max, indem er der eigenthümlichen Verhältnisse gedenkt, die Wallenstein's Entschließungen bedingen. Er hat eine Natur, die herrschen will und muß. Wir werden seine That darum nachsichtiger beurtheilen und mehr verstehen, wenn wir sein innerstes Wesen genauer kennen.

Dazu möge uns die erste Anleitung Max selber bieten, der mit seinem graden, offenen Wesen am aufrichtigsten schildert und eben weil er den Wallenstein so hoch schätzte, ihn auch am sorgfältigsten beobachtete und bewundernd ihm folgte. Aus seinen Worten können wir vielleicht ein übertriebenes Bild bekommen, aber nimmermehr ein in den Grundlinien verfehltes. Ja, noch mehr, Wallenstein ist dem Herzen nach keinem so nahe getreten als dem Max. Die empfängliche Seele des letzteren hat sich für das Große und Liebenswürdige erst erschlossen durch die Einwirkung dieses zweiten Vaters. Wer hat also mehr hineinschauen können in das innerste Wesen des Helden, als der von Kindheit an ihm nahe Max. Und so darf man wol den diesem so eigenen, schwärmerischen Zug für das wahrhaft Große und Edle im letzten Grunde zurückführen auf Wallenstein. Beide treffen sich in diesem Seelenadel, Max als der, welcher der Leitung bedarf und sie mit Freudigkeit befolgt, Wallenstein als der Leitende, der nicht anders als führen und lenken kann. So verehrt steht denn Max, der sich dem Wallenstein gegenüber noch nicht als „mündig“ ansieht, in demselben einen Herrscher im besten Sinne des Wortes, dem es angeboren ist, die Geister Anderer sich unterzuordnen und wahrhaft zu regieren. Und da ihm zu diesem „Herrschtalente“ auch der „Herrscherplatz“ zu Theil geworden ist, ist er ein Halt, ein sicherer Halt, für viele Tausende geworden.

Drum ist's auch dem Max eine Lust, in beredtesten Worten den Mann zu schildern, der Ausgang und Ziel seiner (des Max) Thätigkeit geworden. Wir lesen mit Max den Adel des Fürsten schon äußerlich in den „reinen, edeln Zügen“, in der „hoheitblickenden Gestalt“. Da begreifen wir, daß vor ihm sich von Anfang an jeder Widerstand bricht. Vor seinem Auge vergeht dem Streitenden die Kraft, „gleich der zarten Blume, die vor dem Blick der Sonne verzehrt wird. Aber nicht immer spricht die strenge, rücksichtslose Gewaltaus seinen Zügen. Wie er blühend, freundlich, ungealtert (seit ihrem achten Lebensjahre, vgl. W. I. V. 4) der Thekla erscheint, so ist auch den Meisten seine „gastliche Gestalt“

eine mild gewinnende und dem Max ist sein Antlitz sogar eines „Gottes Antlitz“. Drum genügt daß bloße Erscheinen seiner Person die Massen zu gewinnen. Es ist nicht des Glaubens Sache (um „Messbuch und Katechismus“ kümmert man sich ja nicht), wodurch die Scharen sich einen, nicht das Vaterland („Wol die Hälfte kam Aus fremden Dienst selbstüchtig uns hinüber“). Zügellose, abenteuernde Leute hatten sich mit friedliebenden Bürgerleuten im Wallenstein'schen Heere zusammengefunden; es fehlte fast alles, was sie einigen konnte, und doch fesselte sie das stärkste Band an den einen Feldherrn. Er besaß „Respect, Neigung, Vertrauen“ und hatte so mit „einer Milch“ alle nähren, durch „eine Schule“ alle bilden, mit „einem Herzen“ alle beleben können, daß aller Willen ihm dienstbar geworden war, „er, er allein, das Heer an die Fahnen knüpfte.“

Nun folgt der Gemeine freudig dem „Soldatenvater“, der vielleicht gar ein Soldatenreich gründen und in demselben jeden einzelnen Krieger beglücken will. Nun weiß es jeder höher stehende und weiter strebende Offizier (Buttler) mit Sicherheit, daß er der „Vatersorge“ Wallenstein's gern sein Wollen und sein Handeln überlassen darf. W. kann nicht anders, als stets „fürstlich belohnen und beglücken“ (Max). — So besitzt er die Gabe zu regieren, eine Eigenschaft, die auch der Feind anerkennen muß und längst anerkannte (Gustav Adolf durch Wrangel). Ist er nach dessen Worten der „Herrscherverständigste“, dann werden wir auch die genauere Erklärung des Max zulassen: „Geworden ist ihm eine Herrscherseele und ist gestellt auf einen Herrscherplatz“. Wallenstein ist ihm ein Führer, der alles weckt und steigert; jeden zieht er mit der ihm eigenthümlichen Kraft hervor, zieht diese groß und verwendet sie am rechten Orte. Die Wohlthat einer solchen Führung empfindet ein Jeder; es ist eine „Lust“ dem Herzog zu dienen, ihm sich anzuschließen mit aller Zuversicht des Herzens.

Und diese Feldherrngabe hat zunächst ihren Grund in der Sicherheit die Seelen anderer zu ergründen („Hab ich des Menschen Kern erst untersucht, dann weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln“). Wie er im Allgemeinen die Macht der Gewohnheit kennt und daraus richtig das Thun gewöhnlicher Naturen vermuthet, so weiß er auch in einzelnen Leuten schnell sich zu orientiren. So hat er bald die kleinen Eigenthümlichkeiten und Neigungen entdeckt z. B. beim Octavio; ja auch das, was man vor ihm verbergen möchte, bemerkt er gleich, wie er, um nur ein Beispiel anzuführen, im Bürgermeister von Eger ohne Mühe den heimlichen Protestanten auffindet. Ebenso erkennt er mit scharfem Blicke, daß Gordon keines „Heuchlers Larve“ besitze. Ja, so gewiß ist sich Wallenstein dieser Gabe, daß er fast verächtlich dem Tertzly zurufen kann: Behr du mich meine Leute kennen.

Mit diesem psychologischen Blicke vereinigt er die Gabe Beobachtungen richtig auszunutzen. Den Gemeinen, „seinen Kindern“, erzählt er, wo ein Jeder sich hervorgethan. Er weiß in gewaltiger Rede so überzeugend zu ihnen zu sprechen, so geschickt sich zu vertheidigen, daß er die sonst so selbständigen Pappenheimer fast beredet. Nur ein unerwarteter Zwischenfall zerstört seine Erfolge.

Buttler rühmt, daß Wallenstein ein großer Rechenkünstler gewesen: „Den Menschen wußt er gleich des Brettspiels Steinen nach seinem Zweck zu setzen und zu schieben“; und auch Questenberg rühmt vornehmlich die Gabe des Feldherrn, daß er die Menschen zu „gebrauchen wisse“. Ja selbst dem Octavio gegenüber ist diese Eigenschaft nicht zu verkennen; mit einer gewissen Genugthuung im bittersten Schmerze erklärt Wallenstein, seine Kunst sei reblich, „Doch dies falsche Herz Bringt Lug und Trug in den wahrhaft'gen Himmel“. (Vgl. W. T. II. 1.) Und ebensowenig wird am Buttler seine Geschicklichkeit falsch angewendet. Denn womit anders hätte er den treuen Freund des Kaisers zum Abfall bereden können, zur Untreue nach vierzigjährigem Dienste, als durch Anstachelung und Kränkung des maßlosten Ehrgeizes. So erst entfesselte er gegen den Kaiser die ganze dämonische Gewalt des Mannes, die mit kindlichem Vertrauen „dem Vaterauge“ folgte.

Aber freilich hätte das Alles, was wir an ihm schätzen lernten, nicht ausgereicht, ihm den Einfluß auf alle Gemüther zu sichern. Dazu genügte nicht das majestätische Aeußere mit dem gewaltigen Blicke, nicht die geschickte Beurtheilung und Verwendung der verfügbaren Kräfte; dazu sind ganz besonders moralische Eigenschaften erforderlich, die um so mehr gelten, als sie mit jenen berechnenden Fähigkeiten selten ausreichend vereint sind. Auf diesem Gebiete aber erscheint Wallenstein erst recht groß. Furchtlos nimmt er den Kampf gegen die „Kraft“ auf; „in der blutigen Affaire bei Lützen Ritt er unter des Feuers Blitzen Auf und nieder mit kühlem Blut“; nicht minder groß tritt er den abfallenden Truppen entgegen, ja, je mehr er verlassen und verrathen wird, um so majestätischer wird seine Ruhe, um so furchtloser sein Muth. Denken wir dann ferner an die Selbständigkeit, mit der er die Entschlüsse faßt und die Verantwortlichkeit übernimmt; dann an die Gabe, die er selbst in der bedeutamen Frage des Abfalls nicht verleugnet, schnell Entschlüsse zu fassen und zweckmäßige Anordnungen zu treffen, so leugnet wol Niemand die Energie seines Willens. — Und dieselbe moralische Größe äußert sich auch andern zum Vortheil. Fürstlich ist seine Freigebigkeit nach allen Seiten, Großmuth übt er sogar gegen den Kaiser und damit vereinigen sich in herzugewinnender

Weise nachsichtige Milde und all die „liebenswürdigen Zügen des Herzens“, von denen Gordon ein so bereites Zeugniß ablegt. Erinnern wir uns dabei ferner seines Dranges zu wirken („Wenn ich nicht wirke mehr, bin ich vernichtet“) und der andern edlern, sittlichen Empfindungen, die ihn so warm und innig von der Treue sprechen lassen, dann müssen wir an die Aufrichtigkeit seines Schmerzes glauben, grade von dem verfolgt und vernichtet zu sein, dem er so viel gewesen. Wallenstein wußte, als er dem Herzen Ferdinand's fremder wurde, daß er kein Vertrauen mehr zerstören konnte; Octavio aber hat die „Treue“ zerstört, das „Vertrauen vergiftet“ und so „das werdende Geschlecht im Leibe der Mutter ermordet“.

Und so kann denn derselbe große Mann, dessen wahrhaft königlicher Stolz und dessen vornehme Gelassenheit unempfindlich erscheinen möchten gegen die weichern Regungen des Gefühls, auch vom tiefsten Schmerz gerührt sich zeigen, als seine warme aufrichtige Liebe zum Max den schwersten Stoß erleidet. Gebeugt scheint seine Kraft, als er auf das „reine, edle Haupt“ seines Lieblings das Verderben fallen sieht. „Hätt' ich vorher gewußt, was nun geschehen, Und hätte mir das Herz wie jetzt gesprochen, Kann sein, ich hätte mich bedacht. — Und dann die schwächern Regungen des Herzens unterdrückend und im alten Stolz seines Berufes gedenkend fügt er die festen Worte hinzu: kann sein, auch nicht! Den besten Theil seines Seins hat er dem Max übertragen; in Max bestattet er sein eigen Leben; aber auch das Opfer kann er sich abgewinnen, auch den Tribut will er verschmerzen, wenn das Schicksal diese Vorbedingung für die Erfüllung der letzten, großen Aufgaben stellt.

Und so kommen wir denn auf dasjenige, das Wallenstein als seine Lebensaufgabe ansieht. Da hält es nicht schwer, über seine persönlichen Neigungen Auskunft zu erhalten; diese gehen weiter, viel weiter, als auf redlichem Wege erreichbar scheint. Der den Wallenstein durchschauende und mit den alten, lang gepflegten Verhandlungen vertraute Wrangel äußert, wie schon der hochselige König (Gustav Adolf † 1632) gemeint, der „Herrschverständigste“ solle auch „König“ werden. Damit berührt der schwedische Unterhändler ganz genau das sehnsüchtig begehrte Ziel des weiterstrebenden Felbherrn. Denn stets hat W. sich gedacht, wie er in jener heitern Familienscene ausspricht, seiner Tochter demaleinst eine „Königskrone“ aufzusetzen. So lieb ihm Max ist, ja so sehr er sein edelstes Selbst in diesem wieder zu erziehen trachtet, hat doch die innige Neigung zu diesem ihre Grenze an seinem Stolz. Sein stiller Gedanke war es immer, eine „stolze Linie von Fürsten zu begründen“ und nun ihm ein Sohn versagt blieb, sollte die Tochter seines Glückes Erbe sein. In dem Augenblicke, wo die Säulen seines Glückes wankten und bald zusammenbrechen sollten, träumte der ehrgeizige Mann von einem nie endenden Glanze des Hauses!

Wir würden aber doch den Herzog falsch beurtheilen, wenn wir kein anderes Motiv seines Verhaltens entdecken könnten. Gemildert ist es zunächst durch die Ansicht, die Wallenstein sich selbst eingeredet, und von der seine ganze Umgebung überzeugt ist, daß er nicht im Interesse Einzelner arbeite. Mit diesem Grunde, den der Selbstsüchtige so gern glaubt und andern aufdrängt, weist er auf des Kaisers eigennütziges Politik hin, die unbedenklich „Europens Bestes“ opfere, um nur „einige Hufen Landes“ zu gewinnen. Wallenstein glaubt fast selber nur darum den Feind geschont zu haben, damit „der Krieg bereits im Kriege aufhöre“. Im Frieden aber soll dann das allgemeine Interesse gewahrt werden. Der Soldat erhält den längst fälligen Lohn, der Gemeine so gut wie der oberste Felbherr; über ganz Deutschland aber kommen die vom Max so warm und schön geschälverten Segnungen des Friedens. Der Deutsche wird dann wieder Herr im eigenen Hause. Spanier und Wälsche, Franzosen und Schweden sollen im Reiche nicht weiter mizureden haben. Die alte Glaubenswuth hört auf und Papist und Lutheraner reichen einander die Hände. Das Leben, das dann um den Herzog sich entfaltet, ist ähnlich gedacht, wie die Gräfin es so verlockend demselben vorführt. Ein glänzender, kunstsinziger Hofstaat wird begründet, gebaut wird und gearbeitet und nach allen Seiten fließen reiche, mit Lust gespendete Wohlthaten. So ein Segensspender für viele zu werden, fühlt Wallenstein sich als „Mann des Schicksals“ berufen und auch aus dem Grunde „spart er sich die Mittel“.

Unter diesen Umständen begreift es sich, daß er sich berechtigt glaubt, zum allgemeinen Wohle sich in den Besitz der Mittel zu bringen. Im eiteln Selbstbetrug meint er in der That als Patriot zu handeln, wenn er seinen Vortheil sichert. Es ist ihm gelungen vor dem eigenen Gewissen das Gefühl der Schuld zu ersticken und durchaus aufrichtig ist darum auch die sittliche Empörung, daß seine Absichten verkannt und seine Handlungen verdreht sind.

Und um so entschiedener sehen wir Wallenstein in seiner Ueberzeugung, als wir noch eine dritte treibende Kraft bei ihm beobachten. Es ist dies Motiv so stark, daß es zu seinen Entschliessungen entscheidend ist, wie es denn schon lange an ihm seine Macht bewährte. Gemeint ist damit der schon an so manchem großen Mann beobachtete Glaube, durch das Schicksal zu seiner Thätigkeit berufen zu sein. Er spürt in sich mehr als den Drang, ja er fühlt die Nothwendigkeit seinen Winken zu folgen. „Nichts Gemeines ist mehr an ihm“ (W. L. V. 2c.). Auf ungewöhnlichen,

wunderbaren Bahnen muß er sich bewegen gleich den Sternen, an die er sein Schicksal knüpft. So lebt und webt er mit schwärmerischer Gewalt mitten im Wunderglauben.

Schon in der Kindheit hatte man sein eigen übernatürliches Wesen bewundert. Es ergriff ihn seltsam, daß man „bald Gott bald Wahnsinn aus ihm zu hören“ glaubte. Aber erst später, zu Padua, ergab er sich ganz den geheimnißvollen Mächten; „er wandte das Herz den dunklen Künsten zu, die keinen, der sie pflegte, noch beglückt“. Und so suchte er denn aus den Erscheinungen der Natur das Uebernatürliche zu entdecken, das maßgebend für sein Verhalten sein sollte. So spricht er von einem allgemeinen Weltgeiste, dem man (d. h. die auserlesenen, hellsehenden Joviskinder) zeitweilig nahe genug ist, um von ihm sicheren Rath über die Zukunft zu erhalten. Wissen wir uns dabei zu schützen gegen die Lockungen des „Lügengeistes“ des „Maleficus“, der uns berücken möchte, indem er die Wahrheit nachahmt und betrüglische Orakel vorhält, so dürfen wir unbedenklich der Stimme des Herzens folgen, die das Organ des Schicksals ist. So wird das Herz, die innere Welt, zu dem Mikrokosmos, aus dem des Menschen Thaten quellen. Freilich weiß Wallenstein dabei in seinem Herzen jenes „größere Element“, das zu der Erde zieht. Er vermag nicht, wie die reine Seele des Mar im „leichten Feuer des Salamanders“ zu leben. Drum muß er stetig ringen mit jenen schlimmegearteten, falschen Mächten, die Niemanden ohne Opfer ausgehen lassen: „Keiner lebet, der aus ihrem Dienst, die Seele hätte rein herausgezogen“. Aber er glaubt doch Herr in jenen übernatürlichen Gebieten geworden zu sein, und jene Geistesleiter erklimmen zu können, die „aus der Welt des Staubes bis in die Sternennwelt mit tausend Sprossen Hinauf sich baut, von der die himmlischen Gewalten wirkend auf und nieder steigen“. Klar schaut er mit seinen Augen jene Kreise in den Kreisen, die sich eng und enger um die centralische Sonne herumziehen und nur noch den hellgebornen, heitern Joviskindern erkenntlich sind.

Und nun sagen diese fernsten Kreise dem Herzoge, daß das Reich des Saturnus, des Maleficus zu Ende gehe. Auf geht jenes glänzende Gestirn seines Vaters Jupiter. Nun muß er handeln, muß schnell handeln, ehe die Glücksgestalt entschwindet. — —

Das ist also das dritte Motiv, das Wallenstein's Handeln leitet und das sich stärker zeigt, als der selbstsüchtige Trieb nach Herrschaft oder als das Interesse der Gesamtheit. Als die Gräfin Wallenstein zum Abfalle bereben möchte, an seinen Muth und seine Schaffenslust appellirt, ihn an die Kränkung und des Kaisers Eigennutz, an seine Gutmüthigkeit und Ferdinand's Unrecht erinnert, da vermag Wallenstein wol zu schwanken und sittliche Gründe für die innere Berechtigung des Abfalls werden in ihm wirksam; entscheidend aber ist erst der Wink der Planeten, die „sieghaft“ über ihm stehen und jetzt endlich zum schnellen Abschlusse mit den Schweden auffordern. —

So mildert der Dichter des Helden Schuld, indem er Motive mitunterlegt, die ihn, wenn nicht rechtfertigen, so doch befangen im allgemeinen von W's ganzer Unbebung getheilten Wahne der Zeit darstellen. Menschlich rückt W. uns näher, da wir in ihm den allem Truge so zugänglichen Menschen erkennen. „Die größere Hälfte seiner Schuld ist den unglückseligen Gestirnen zugewälzt“.

Kennen wir damit die drei ursprünglichen Motive seines Handelns, so werden wir aus dem Hinzutreten eines vierten Grundes die Entstehung des Conscience, seine Entwicklung und das schließliche Resultat leicht begreifen.

Sehen wir dabei von der Thätigkeit seiner Feinde ab und fragen wir uns, seit wann die Entfremdung vom Herzen des Kaisers und damit der geistige, innere Abfall begonnen habe, so werden wir auf die Zeit des Regensburger Tages und seiner Ursachen geführt. Davor gab es eine Zeit, wo Wallenstein noch „der fröhlich Strebende“ war, dessen Ehrgeiz sich einem „milderwärmenden Feuer“ vergleichen ließ. Damals war er „diesem Ferdinand so theuer“. „Er liebte mich, er hielt mich werth, ich stand der Nächste seinem Herzen“. Aber nach und nach änderte sich dies Verhältniß. Im Dienste des Kaisers vergewaltigte Wallenstein das deutsche Reich; ihm zu Liebe trat der Herzog das Recht der Stände mit Füßen und dafür zum Lohne ließ der Kaiser ihn „fallen, fallen dem übermüthigen, Wallenstein persönlich feindlichen, Baiern zu Liebe“. Da kam ein „böser Geist“ über den getränkten Feldherrn. Er wurde unstät und ungesellig, ja argwöhnisch und finster. Die Ruhe verläßt ihn und das fröhliche Vertrauen zur eigenen Kraft; er wendet sich „zu jenen dunkeln Künsten, die keinen, der sie pflegte, noch beglückt“.

Unter diesen vom Kaiser herausgeschworenen Verhältnissen entwickelt sich die stolze Selbstsucht des ehrgeizigen Mannes zur bitteren Lust nach Rache. Büßen sollen es alle, die ihn gekränkt. Spanier und Italiener, Geistlichkeit und Fürsten, kurz wer an seinem Sturze sich betheiliget, soll es fühlen, an wem er sich vergangen. Und bei dieser Gesinnung kann es nur von der Gelegenheit abhängen, wann und wo die Rache eintrete; Wallenstein nimmt sie, so bald als möglich wahr.

Die Noth bringt ihn wieder an die Spitze. Jeder Theil weiß, daß kein Vertrauen vorhanden; daß der Feldherr andere Ziele verfolgt, als der Hof; Wallenstein aber faßt die Lage noch anders auf:

„Krieg war schon zwischen mir und ihm, als er den Feldherrnstab mir in die Hände legte.“
 Drum läßt sich der Herzog, als er das Commando zum zweiten Male nimmt, ausschließliche Gewalt geben, um allein die Entscheidung in der Hand zu behalten.

„Absolute Gewalt hat er, müßt Ihr wissen, Krieg zu führen und Frieden zu schließen etc.“
 Und so fühlt er denn in der Benutzung der Macht durch kein Gefühl der Pflicht oder des Zwanges sich gebunden. Maßgebend für ihn ist nun der eigene Vortheil und die Verstimmung gegen die Gegner. Da begreift sich's, wenn auch der Kaiser auf Abwehr sinnt. Anfangs schien uns dieser der Angreifende zu sein, der den „Pakt“ verletzt, weil derselbe unbequem geworden. Wir meinten, so lange wir vom Standpunkte der Soldaten urtheilten, daß der Kaiser listig und hinterhüts das ungern Zugestandene dem Wallenstein wieder nehmen wolle. Nun aber sehen wir, daß dieser Conflict im Grunde durch den Herzog vorhergesehen und veranlaßt ist. Die Noth des Kaisers nutzt Wallenstein aus auf Umwegen zur Befriedigung seiner persönlichen Wünsche zu gelangen. Seine Unaufrichtigkeit hat dann die Folge, daß die Gegner mit demselben Mittel arbeiten und so sehen wir denn beide Parteien mit Falschheit und Verrath gegenseitig im Kampfe.

Raum hat Wallenstein seine unhaltbare Stellung eingenommen, als wir ihn auch schon bemüht sehen, diejenigen zu demüthigen, die ihm wehe gethan. Selbst in Wien soll man es fühlen, daß er jetzt wieder und zwar allein regiert. (So wollen des Kaisers Beamte dem Jolani nicht gleich die gewünschten Pferde liefern; Wallenstein befehlt und in drei Tagen ist alles in Ordnung.) Ja, die höhere Gewalt bekundet der Feldherr in einer so sichern Weise, daß er es wagt nur „aus schuldiger Achtung für den Kaiser“ Suys zu begnadigen. Deutlicher durfte doch unmöglich die Satire der unerhörten Machtvertheilung gezeigt werden.

Es ist soweit gekommen, daß, wie Querstenberg es richtig bemerkt, nur noch die „Großmuth“ und der gute Wille des Feldherrn entscheiden, ob dieser das Interesse des Kaisers fördere. An diesen Absichten fehlt es aber eben und so unterhandelt denn statt dessen Wallenstein schon „im zweiten Jahre“ mit den Schweden, mit denselben Schweden, denen er stets „gut schwedisch“ gewesen sein will. So hintergeht er schon seit lange den Kaiser und dessen Partei. Er geräth in Widerspruch mit sich und seiner Aufgabe. Freilich glaubt er noch einstweilen mit dem Gedanken des Abfalls nur zu spielen. Er meint noch immer beide Wege, den der Treue und den des Verraths offen zu behalten; aber in der That muß er, auch wider Willen immer mehr auf den Abfall hinarbeiten. Er hält sich den gefährdeten Gegenden fern, um das Vertrauen der Schweden zu erwerben; er meidet auf jede Weise Baiern, um nur dessen Herzog zum Feinde zu behalten. Mit schadenfroher Genugthuung läßt er Regensburg fallen. Damit nicht genug wird absichtlich auch das Interesse des Kaisers verletzt: Der Feldherr ist glücklich gewesen; das schwedische Heer hat bei Steinau die Waffen gestreckt; Matthias Thurn, die „fluchbeladene Fackel des Krieges“ ist gefangen genommen. Und wie benutzt der Herzog die Erfolge? Gar nicht. Ja, Thurn ist in eine „großmüthige Hand gefallen“; Lohn findet er statt Rache.

Da verlangt der Kaiser zum dritten Male einen Dienst von seinem Feldherrn. Jetzt endlich soll dieser nach dem hart bedrängten Baiern. Langsam, auf dem längsten Wege, zieht er durch Böhmen und — kehrt dann wieder um, auf daß er in diesem Lande, in einem Erblande des Kaisers bleibe, „des Kaisers Länder mit des Kaisers Heer drücke“.

Man begreift aus dieser von Querstenberg mitgetheilten Vorgeschichte, daß der Conflict zwischen Ferdinand und Wallenstein schon nahezu thatsächlich geworden. Wallenstein, der nur einen dem Kaiser nachtheiligen Gebrauch von der Armee machen und der, wie er ausdrücklich versichert, auf keinen Fall die Macht sich wieder nehmen lassen will, zwingt seinen Herrn auf Abwehr zu sinnen. Und diese Abwehr muß baldigst eintreten. Denn Böhmen hat sich der Herzog zum Eigenthum erkoren. Er kennt die Mißstimmung im Lande und nährt sie geistlich, ja dazu verwendet er die kaiserliche Armee, um diese dem Kaiser und gleichzeitig durch den Druck der Soldaten auch Böhmen seinem Herrn zu entfremden. Es ist scheinbar ein bloßes Offenhalten des Weges, wie Wallenstein es in seiner Selbstvertheidigung nennt, in der That aber ein nicht minder unehrliches und falsches Spiel, wie es auf anderem Gebiete mit dem Buttler versucht wird. So baut er eine „Mauer“ von Werken auf, die ihm die Rückkehr verschließen. Hier wird dem Piccolomini die Anwartschaft auf Sagan und Glatz verheißen und dort (zu Glogau) den Protestanten eine Kirche erbaut, Alles nur um Wallenstein zum eigentlichen Gebieter, den Kaiser aber zur machtlosen Nebenfigur zu machen. Der Eine wird von Wallenstein auf diese und der Andere auf jene Weise hintergangen. Dem Max wird von den uneigennütigen Absichten des Herzogs vorgeredet, der an ganz Europa bei seinen Unternehmungen denke; und dem ehrgeizigen, selbsthüchtigen Buttler wird Wallenstein als der stete Wohlthäter und Gönner, der Kaiser aber als frivol, eifersüchtig und undankbar geschildert. Ja, an diesem Manne zeigt sich Wallenstein so unedel, ja ehrlos, daß nur dadurch wir uns mit der furchtbaren Rache, die ihn schließlich ereilte, versöhnen können. Untreue schlägt den eigenen

Herrn. Das alte Wort klingt uns aus jeder Seite des Dramas entgegen. Und wenn wir an Wallenstein sonst so gern mit Max zu beobachten glaubten, daß er „wahrhaft und unverstellt“ sei, eine Eigenschaft, die auch (W. L. III. 15,) der Gefreite rühmend erwähnt; daß er die krummen Wege hasse, daß er so gut, so edel sei, so zeigt sich, genau betrachtet, seine Natur doch nunmehr durchaus unwahr, sobald er dies im Interesse seiner letzten, nie aus den Augen gelassenen Ziele für nöthig hält. Und so sehen wir ihn denn im Laufe des Dramas eine Unaufrichtigkeit zu der andern fügen. Daher der falsche Schein einer Verheirathung, als er Weib und Tochter kommen läßt, die nicht als Pfand in der Hand des Kaisers bleiben dürfen, daher die Berufung der sämtlichen Generale, die unverfänglich zum „Winterlager“ sich zu vereinigen glauben, daher die aufmerksame Behandlung aller derer, die ihm zu Willen sein sollen. Sie, „deren Rath Friedland nie bedurft“, sie werden aufgefordert, dem Questenberg zu antworten, gleich als ob sie zu entscheiden hätten; daher ferner das zweideutige Wesen gegen Allo und Terzty. Diese sollen um jeden Preis die Unterschriften verschaffen, sollen sich compromittiren und er behält sich dann vor nach Umständen sie zu verleugnen.

Und aus diesem Grunde erweckt Wallenstein den falschen Schein, als wolle er seinen Feldherrnposten verlassen. „Nur um die Obersten ist es ihm leid“. Die kommen dann schwerlich zu den vorgeschossenen Geldern; ihr Verdienst altert schnell, sie werden nach ihm auf die Seite geschoben. So erregt er ihre Besorgniß und drängt sie unter dem Scheine uneigennütziger Gleichgültigkeit zu einer leidenschaftlichen Parteinahme für sein Interesse.

Mit demselben Truge hintergeht er die Schweden; sie, denen er stets „gut schwedisch gesinnt“ gewesen sein will, haßt er bei einer andern Gelegenheit „gleich dem Pfuhl der Hölle“. Maßgebend ist dem Herzog stets nur das eine Ziel, daß seine Leidenschaften umgaukelt und diesem Ziele vermag er sogar den Max zum Opfer zu bringen. Er liebt Max ebenso wie irgend einen andern; er hat ihm in unmittelbarster Nähe einen Platz gegönnt und seine Entwicklung selber überwacht. Er hat es zugelassen, fast möchte man sagen, begünstigt, daß Max auch der Thella näher trat. Er sieht es gern, daß er dadurch des jungen Piccolomini sich versichern kann; aber es kommt ihm nicht bei den Preis zu zahlen. „Fein bürgerlich zusammenzuthun, was sich liebt“, ist nicht seine Absicht. Der „tolle Junge“ mag einstweilen die Augen zur Thella emporschlagen, das wird den Plänen des Vaters zu Hülfe kommen; wissen soll Max es nicht, was für Absichten der Herzog in Wirklichkeit mit seiner Tochter verfolgt.

So wird die Täuschung überall und bis zu dem letzten Momente durchgeführt, wo die Pilsener meinen sollen, man habe sich in Prag für Wallenstein entschieden und die Soldaten in Prag, man habe sich in Pilsen für den Herzog erklärt. Ueberall Lug und Trug, so daß der Feldherr schließlich selber sich täuscht und zum betrogenen Betrüger wird. Er ruft den „großen Gott des Himmels“ an, daß es nicht sein Ernst gewesen. Nur der Schein soll gegen ihn sein. „Der Unschuld des unverführten Willens sich bewußt“ ruft er mit der sittlichen Entrüstung, die nur dem aufrichtigen Ernst eigen ist, den Kürassiren zu:

„Mich, mich verräth man! Aufgeopfert hat mich der Kaiser meinen Feinden etc.
Und auch der Grund seines Sturzes ist ihm eine Genugthuung, denn er hat ja nur Gutes und Uneigennütziges gewollt. „Weil ich den Frieden suche, muß ich fallen“. Das wird mit solcher Ueberzeugung gesprochen, daß er die selbständig denkenden und geradeaus handelnden Pappenheimer für sein Recht leicht beredet. Wallenstein glaubt schließlich, das dürfen wir nicht vergessen, eine sittliche Berechtigung für sein Handeln zu haben und im selben Maße, als die Gegenpartei drängt und zu einer That ihn zwingt, schwinden die widerstrebenden Bedenken. Der Zweifel flieht und mit der alten Freudigkeit am Schaffen und der Zuversicht zum glücklichen Erfolge nimmt er den Kampf für sein Haupt und für sein Leben auf. Durch den Zwang von außen hat er sich wiedergefunden.

Es ist, als wenn wir in Wallenstein zwei Naturen wahrnehmen; eine erste, ältere, wie die Herzogin sie früher beobachtete, wie die alten dem Wallenstein so vertrauten Pappenheimer sie ausschließlich kannten und wie sie dem verehrenden Max göttergleich entgegen leuchtete, voller Hoheit, Kraft und Wahrheit und eine zweite, die erst durch die Versuchung über ihn gekommen. Was der erste war und wollte, das hat er, der dem Max „Wärterin“, „Vater“, „Freund“, „Kaiser“, kurz Alles gewesen, im Max wieder darzustellen versucht. Wir dürfen, wie bereits berührt, in diesem keine Eigenschaft vermuthen, die wir nicht in ihrem letzten Grunde in Wallenstein wieder entdecken könnten. Und doch hat derselbe maßlos vorwärts strebende Mann den Verlockungen zur Selbstsucht, Rachgier und Untreue nicht widerstehen können. Im Wahne einem innern Berufe zu folgen und der Mann des Schicksals zu sein, ergab er sich den Mächten, deren verderbliche, die Seele verwirrende Macht er selbst so tief empfunden und ausgesprochen hatte. Und weil so ein anderer Geist im Wallenstein mächtig geworden, ist sein Wille beschränkt und sein Blick getrübt. Schurken wie Allo, ränkevolle Weiber, wie die Gräfin, lenken jetzt seine Entschließungen. Jetzt dürfen die Schweden in dreifacher Sicherheit ihre stolzen Bedingungen stellen, jetzt wagen es untergeordnete Naturen, wie Buttler, in unmittelbarer Nähe des Herzogs seinen ergreifenden Untergang herbeizuführen. Er, der große Mann, ist vorübergehend ein kleiner geworden.

An die Stelle der entschlossenen Thatkraft tritt nunmehr Unschlüssigkeit, an die Stelle zuversichtlichen Vertrauens bange Sorge und trügerische Lust. Sonst und jetzt stehen sich in dem Zeitraum der dramatischen Entwicklung gegenüber. Die alten Verhältnisse ringen mit den werdenden. Dem früheren Wallenstein ist Max voll Bewunderung, ja Anbetung ergeben. Von dem jetzigen wendet er sich — „mündig geworden“ — verzweifelnd ab.

So scheint es denn auch jene alte Natur zu sein, die der Herzog wieder zu gewinnen sucht und er findet sie, sobald er ein wirklich sittliches Moment für den Kampf gegen den Kaiser gefunden. So lange die That für ihn subjectiv nicht nothwendig war, so lange ihm eine Möglichkeit vorschwebte, dem Abfalle aus dem Wege zu gehen, so lange auch hatte er nicht den Muth, die Treue zu brechen. Jetzt aber tritt die Pflicht der Selbsterhaltung an ihn heran, für sein Leben fechtend fühlt er die Brust wieder frei und den Geist hell; jetzt geht er freudig mit alter Siegesgewißheit in den unvermeidlichen Kampf, um Sein und Nichtsein.

Und damit erfüllt er sein Geschick und büßt die große Schuld, die er mit langer Ueberlegung auf sich genommen. Er büßt sein Unrecht mit dem Untergange alles dessen, was auf Erden ihm werth war. Nicht genug, daß er der freigebigste Fürst, er, der allen seinen Kriegern ein Vater war, von eben diesen in der Stille der Nacht feige ermordet wird; an seinen Untergang knüpft sich auch das allgemeine Verderben der Seinigen: Max und Thekla, Illo und Terzky, die Gräfin und wer immer „in sein Schiff“ hineingeflogen, muß mit demselben untergehen. Sein ganzes kühnes Werk bricht zusammen, so daß nihts dauerndes bestehen bleibt.

Und doch hat der Dichter in uns ein Bild des Helden gezeichnet, das wir mit inniger Theilnahme behalten werden. Denn wir sehen nicht bloß die sonst so edele und große Natur des Herzogs mit Schuld mehr und mehr sich beladen, sondern wir beobachten auch, wie im selben Maße, als das Verderben äußerlich über ihn hereindrückt, innerlich die Läuterung des Helden sich vollzieht. Wahrhaft königlich zeigt er sich in seinem letzten Auftreten; bange Sorgen, Träume der Gräfin haben jetzt keine Macht mehr über ihn. Mit Würde spendet er den Dienenden seinen Beifall; männlich gefaßt, erquickt er mit seinem Troste Weib und Tochter. Die kaiserliche Kette zerspringt, das erste Liebespfand des Kaisers; von ihr hatte er sich nicht trennen können. Jetzt aber sichts es ihn nicht an; nicht die drohenden Zeichen am Himmel, die nahes Unheil verkünden. Mit majestätischer Ruhe und freigebiger Huld spendet er Wohlthaten rings um sich her; mit ungeheucheltem, tiefsten Schmerz trägt er der Erde Wehe. Er zahlt den schwersten Tribut, den er zahlen kann, denn sein Herz blutet, wie sein bester Freund ihn verräth, wie sein liebster Gefährte vor ihm in's Grab sinkt. So findet der innerlich gereinigte Held — der Rettung so nahe — sein tragisches Ende!

So ist uns derselbe nicht bloß veröhnt, sondern auch menschlich näher getreten. Er, der uns ein fremder war, so lang er jenen unheimlichen, dämonischen Gewalten diente, ist jetzt ein anderer geworden. Wir sehen, wie er sich von seiner Schuld mehr und mehr losringt und uns in all den „liebenswürdigen Zügen“ sich zeigt, die der Dichter so geschickt uns grade am Ende noch einmal vorführt. Wir verschließen uns nicht vor seinen Schwächen, die wir schon darum, weil wir sie theilen, nachsichtiger beurtheilen, aber wir bewundern seine wahrhaft königliche Majestät auch im Untergange, die der Sonne ähnlich im gleichen Maße, als sie der Erde sich zuneigt, an Größe, an mildem Glanze und — menschlicher Nahbarkeit zu gewinnen scheint.